



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dresdner Patrioten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

um der Berechtigung ihrer Tendenz, um der Würde ihres Inhaltes, um der Kunst ihres Aufbaues, um der Vortrefflichkeit ihrer Form und um ihres heilsamen Einflusses willen als werthvoll anerkennen müssen; und so haben wir Deutschen alle Ursache, Platen dafür Dank zu wissen, daß er unsere Literatur mit Stücken dieser Gattung bereichert hat.

Christian Muff.

Dresdner Patrioten.

In der Regel steht die Hauptstadt eines Landes an der Spitze der politischen Bewegung, und die freisinnige Partei erhält von dort ihre Losung. Eine bemerkenswerthe Ausnahme macht in dieser Beziehung Dresden, das namentlich seit der Preussischen Zeit im politischen Leben Sachsens eine völlig untergeordnete Rolle spielt. Zwar giebt es auch dort ehrenwerthe liberale Elemente, aber sie haben einen schweren Stand gegenüber all den niederdrückenden Einflüssen, welche der katholische Hof, die unterwürfige Beamtenwelt und das „gemüthliche“ Phäakenthum der Bevölkerung ausüben. Daher führen auch die dasigen Organe der freisinnigen Presse einen harten Kampf ums Dasein, während das Blatt, das schon durch sein unsauberes Aeußere, noch mehr durch die Erbärmlichkeit seines Inhalts der sächsischen Haupt- und Residenzstadt wenig Ehre macht, die von einem bornirten Particularisten redigirten „Dresdner Nachrichten“, wohl auf keinem Dresdner Kaffeetisch fehlt. Denn in diesem Blatt macht sich das spezifische Sachsenthum mit wahrer Wollust breit und giebt dem biedereren Dresdner tagtäglich die erhebende Gewißheit, daß er und mit ihm ganz Sachsen unbestritten an der Spitze der Civilisation marschire.

Diesen süßen Glauben im ganzen Lande zu verbreiten, und immer aufs neue zu stärken, hat sich namentlich auch ein Häuflein Dresdner Volksschullehrer zur Aufgabe gemacht, welche seit einer Reihe von Jahren fast alle sächsischen Volksschulen mit ihren Lese-, Rechen-, Spruch- und sonstigen Büchern förmlich überschwemmt haben.

Ueber die Befähigung dieser Leute zur Abfassung solcher Bücher möchte man allerdings gelinde Zweifel hegen, wenn man beispielsweise das „Aufgabebuch für die Hand der Kinder bei dem schriftlichen Gedankenausdruck u. s. w. von R. G. Petermann, Director der evangelischen Freischule zu Dresden“ (7. Auflage 1861) zur Hand nimmt und in den gegebenen Musterstücken die größten Verstöße gegen die deutsche Gram-

matik findet. Es ist gewiß für ein Schulbuch wenig empfehlenswerth, wenn in demselben consequent die falsche Imperfectform „ich sahe“ und „er sahe“ statt „sah“ angewendet wird, und es scheint kein Druckfehler zu sein, wenn es S. 77 heißt: Laß dem Entschlafenen die Wonne deiner Seligkeit schmecken, oder S. 84: „Er sprach im ernstern, aber milden Ton.“

Aber was soll man erst zu Sätzen sagen, wie die folgenden: „Dädalus wurde später selbst mit seinem Sohne Ikarus in das Labyrinth gesperrt. Um als Baumeister nicht etwa den Ausgang finden zu können (!) wurden die Zimmer fest verschlossen!“ (S. 89), oder (am Schluß eines Musterbriefes): „In der Hoffnung, meine (!) Erinnerung nicht unfreundlich aufzunehmen (!) sieht einer recht baldigen Erfüllung entgegen Dein u. s. w.“ (S. 149).

Doch es ist hier nicht der Ort, diesem deutschen Musterschriftsteller das Pensum durchzucorrigiren. Diese Beispiele, die sich leicht um Duzende vermehren ließen, mögen genügen, um einen Begriff zu geben von der Naivetät, mit welcher ein Dresdner Schuldirektor in einem Schulbuch unsere deutsche Muttersprache mißhandelt.

Derselbe Biedermann hat sich auch mit einer „Geschichte des Königreichs Sachsen für den Unterricht in vaterländischen Schulen“ (Leipzig, Verlag von Julius Klinckschardt, 1868) ein unvergängliches Denkmal gesetzt. In diesem Buch wird in der loyalen Verherrlichung des echten Sachsenthums und in der beliebten Vertuschung aller Schattenseiten der sächsischen Politik Großes geleistet, und dies alles in einem Stil, an dem unsere Ranke, Sybel u. s. w. erst lernen sollten, wie man bieder frisch und fromm Geschichte schreibt. Wie schön heißt es z. B. S. 118 von Carl V. „Die süße Hoffnung Deutschland recht bald entkräftet zu seinen Füßen liegen zu sehen, hatte sich wie eine Seifenblase in Nichts aufgelöst. Am Leibe krank, umklammerte zugleich seinen Geist Trübsinn wie ein peiniger Alp.“ — oder S. 376 von der Leipziger Schlacht: „Obgleich das Uebergewicht auf Seite der Verbündeten zu finden war, so gehörte diese Arbeit doch zu einer Riesenaufgabe (!), und die Ansicht derer, die da meinen, es sei bei solcher Uebermacht mit dem Ruhm der Sieger nicht weit her (!), ist eine irrige. Einen Gegner zu bekämpfen, dessen Feldherrntalent das aller übrigen Heerführer überstrahlte, war in der That keine Kleinigkeit (!).“ — In ähnlichen Geschmacklosigkeiten bewegt sich das ganze Buch von Anfang bis zu Ende. Charakteristisch ist, daß es seinen letzten Abschnitt mit der „Kartoffelkrankheit“ schließt. Der Leser, von all den Abgeschmacktheiten gründlich angewidert, kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß dieses Buch ein letzter Ausläufer jener verhängnißvollen Seuche sein müsse.

Was aber jeden deutschgesinnten und nicht in kleinlichen Particularismus

verbissenen Sachsen an diesem Machwerk besonders empören muß, das ist die Gehässigkeit, mit welcher Preußen seit den Zeiten Friedrich's des Großen behandelt wird. So weit ist das deutsche Volk Gott sei Dank in seiner geschichtlichen und politischen Bildung gediehen, daß es heutzutage die nationale Heldengestalt eines Friedrich II. nicht mehr von Dresdner Schulmeistern verunglimpfen läßt. All das Jammern über das große Elend, welches der 7jährige Krieg über Sachsen gebracht hat, erinnert den geschichtskundigen Vaterlandsfreund nur daran, wie schwer der nichtswürdige Brühl und sein ganz von ihm geleiteter Fürst an ihrem Lande sich versündigt, wie sehr sie durch ihre auf Preußens Erniedrigung und Zerstückelung berechneten Intriguen und geheimen Verhandlungen all das Unglück Sachsens verschuldet haben. Und wenn Friedrich der Große nach dem Recht des Krieges die Hilfsquellen des wohlhabenden Landes für seine Zwecke in vollstem Maße in Anspruch nahm, so kann ihm dies nur derjenige zum Vorwurf machen, der nicht weiß, daß der König während dieses 7jährigen Kampfes auf Tod und Leben, den er mit fast dem ganzen übrigen Europa führen mußte, die Kräfte seines eigenen damals noch kleinen Staates bis zur völligen Erschöpfung angespannt hatte.

Wir werden also den Dresdner Schuldirektor seinem Schmerze allein überlassen, wenn er wiederholt darüber jammert, daß Friedrich seinen Feinden nicht unterlegen sei, wenn er z. B. nach Erwähnung der Schlacht bei Cunersdorf unwillig ausruft: „So günstig die Gelegenheit zur Vernichtung des Gegners war, so ließen sie doch die Sieger unbenuzt vorübergehen. Kaum dürfte in der Kriegsgeschichte ein zweites Beispiel von so unerhörter Nichtbeachtung der günstigsten Umstände vorkommen.“ —

Diese jämmerliche Gehässigkeit gegen den Staat, dem wir unsere nationale Wiedergeburt verdanken sollten, verdoppelt sich natürlich bei der Erzählung der Ereignisse von 1813—15. Es kennzeichnet diese „Geschichte des Königreichs Sachsen“ hinlänglich, daß von der Schmach und Schande, die auf Deutschland in der Napoleonischen Zeit lastete, kein Sterbenswort zu lesen ist, daß der unvergleichliche Aufschwung des preussischen Volkes im Frühling 1813 mit keiner Silbe erwähnt wird, daß man die Namen eines Scharnhorst und Stein vergebens darin sucht, daß selbst einer der edelsten Söhne Sachsens, dessen Heldentod für das gemeinsam große Vaterland die deutsche Jugend stets mit Begeisterung erfüllen wird, daß Theodor Körner mit völligem Stillschweigen gestraft wird. Um so lauter ertönt natürlich der Hymnus auf die alte Sachsentreue gegen das angestammte Fürstenhaus und das Klagegedicht wegen der „unglückseligen Theilung“.

Nun, wir müssen auch hier den biedern Schuldirektor seine stillen Thränen vergießen lassen. Aber da er sein ganzes Buch so reichlich mit Gemeinplätzen und frommen Bibelsprüchen geziert hat, so könnte man ihn wohl fragen,

ob ihm bei dieser „unglücklichen Theilung“ nie das Sprichwort eingefallen ist: „Unrecht Gut gedeiht nicht“, oder das furchtbar ernste, hier in seiner ganzen Schwere zutreffende Bibelwort, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. War denn die an Preußen abgetretene Hälfte nicht jenes Land, um welches einst der geniale Albertiner Moritz seinen Ernestinischen Vetter Johann Friedrich den Großmüthigen gebracht hatte? Und war es denn nicht eine gerechte Fügung, daß jenes ehemals kurfürstliche Gebiet, welches mit seiner früheren Hauptstadt Wittenberg allein als die Wiege der Reformation bezeichnet werden kann, während in dem früheren Herzogthum Sachsen mit Dresden und Leipzig bekanntlich unter Georg dem Bärtigen bis zu dessen Tod (1539) die Einführung der Reformation mit den grausamsten Mitteln verhindert wurde — war es nicht eine gerechte Fügung, daß jene echte Wiege der Reformation dem preußischen Fürstenhaus zufiel, das unverbrüchlich an seinem protestantischen Glauben festgehalten hatte und unbestritten als der Hort des Protestantismus galt, seitdem der sächsische „Herkules“, August der Starke, um der erbärmlichen polnischen Krone willen den Glauben seiner Väter abgeschworen, auch seinen Sohn, den Kurprinzen, den Jesuiten überliefert und ihn ein Jahr nach seiner protestantischen Confirmation heimlicher Weise in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt hatte? Wir sollten meinen, daß diese geschichtliche Auffassung nahe genug liege und einem frommen, das Walten einer ewigen Gerechtigkeit anerkennenden Gemüth mehr zusagen muß, als das unerträgliche Geminsel über die „unglückselige Theilung“, das heutzutage ebensowenig noch einen Sinn hat, als wenn die Weimaraner unaufhörlich über die Wittenberger Capitulation von 1547 noch klagen wollten.

Mit verbissenem Ingrimm kommt unser guter Dresdner zuletzt auf den „preußisch-deutschen“ Krieg von 1866 zu sprechen. Schon die Benennung „preußisch-deutscher“ Krieg — wie vorher „preußisch-deutscher“ Zollverein — erinnert an die berüchtigte Theorie des Herrn v. Beust, daß Preußen gar nicht zu Deutschland gehöre, daß der Kern Deutschlands in Sachsen und den übrigen Mittel- und Kleinstaaten zu suchen sei. Trotzdem heißt der Krieg ein „trauriger Bruderkrieg“, trotz all der Magyaren, Italiener und Slovaken, welche Oestreich gegen Preußen ins Feld führte.

Mit offener Genugthuung constatirt unser sächsischer Patriot, daß bei dem Friedensschluß Sachsen seine Selbständigkeit dem Einfluß des französischen Kaisers zu verdanken gehabt — was bekanntlich gar nicht wahr ist, da Napoleon, um seinen Rheingelüsten Genüge zu thun, unter Anderen vorschlug, Preußen solle Sachsen annectiren und dafür den katholischen König von Sachsen mit einem Stück der katholischen Rheinprovinz entschädigen. Dem

deutschen Bunde, der ein so „trauriges Ende genommen, werden auch einige Zahren geweiht. Namentlich gelten diese den früheren militärischen Einrichtungen, die zu den Zeiten des seligen Bundestages Deutschland ungestörte Sicherheit gewährt hätten. Um diese Klage vollständig würdigen zu können, muß man sich beispielsweise nur daran erinnern, daß in dem ehemaligen Bundesheer das IX. Armeecorps gestellt wurde von Sachsen — Kurhessen — Nassau — und — Luxemburg-Limburg, eine Combination, die mehr als Alles an die elende Reichsarmee des heiligen römischen Reiches erinnerte.

Die drückenden Lasten der neuen preussischen Militäreinrichtungen werden gebührend hervorgehoben. „Eine frühere Einrichtung im sächsischen Heere, heißt es weiter, ist jetzt gänzlich beseitigt worden. Früher konnte sich ein ausgehobener Soldat loskaufen, d. h. er konnte sich gegen Entrichtung von 300 Thalern von der Militärpflicht befreien. Für diesen trat dann gegen die bekannte Entschädigung ein Anderer in die Armee ein.“ — Sollten wir nun, Lieber Herr Petermann auch die Abschaffung dieses verwerflichen Systems beweinen, welches so recht den Egoismus der bemittelten Klassen kennzeichnet, welches den Wohlhabenden von der nächsten und heiligsten Pflicht gegen das Vaterland entband und diese allein dem Unbemittelten aufbürdete, welches obendrein bei der Unbildung dieser Elemente die sächsische Armee früher in den Ruf der Rohheit brachte? Nein, die sächsische Bevölkerung, welche jetzt den Segen der allgemeinen Wehrpflicht hinlänglich kennt und den vollständigen Umschwung, der in unserem Heerwesen durch die bewährten preussischen Einrichtungen, vor Allem durch den Eintritt der gebildeten Volksklassen hervorgebracht worden ist, zu würdigen weiß, wendet sich mit Verachtung von solch philisterhafter Auffassung ab und will diese am wenigsten noch in die Gemüther der sächsischen Jugend verpflanzt sehen.

Nachdem es in dem Krieg von 1870/71 den Werth einer schlagfertigen Armee kennen gelernt und sich mit Schauern die finanziellen Opfer vorgestellt hat, welche Deutschland zu bringen gehabt hätte, wenn die Franzosen Sieger geblieben wären, wird es auch gegen den Schmerz gewappnet sein, welchen der gute Dresdner aus Neue in ihm mit den Worten zu erwecken sucht: „Unser Vaterland bedarf für seine Armee jährlich ungefähr 5 Millionen Thaler, während es als deutscher Bundesstaat weniger als die Hälfte dieser Summe für die Militärzwecke aufzubringen hatte. Sehr natürlich, daß diese gesteigerten Ausgaben eine nicht unbedeutende Erhöhung der Abgaben zur Folge hatten.“

Und so wird es denn auch die Schlußbetrachtung an sich abprallen lassen, in der es heißt: „Wir haben unser Vaterland groß und einflußreich gesehen, wir haben aber auch Zetten kennen gelernt, zu welchen es von Anderer Habgier und Herrschsucht aus seiner Stellung verdrängt wurde.“ —

Denn jeder geschichtskundige Sachse weiß, daß es heißen müßte: „Zeiten, zu welchen es durch August's des Starken eitles Haschen nach der polnischen Königskrone und dessen Uebertritt zur katholischen Kirche, die Führerschaft des protestantischen Deutschlands freiwillig aufgab und an Preußen abtrat, zu welchem es durch seine verhängnißvolle, stets zu dem katholischen Oestreich hinneigende Politik wiederholt seine Existenz aufs Spiel setzte.

Wenn es dann weiter heißt: „Schien es auch manchmal, als sollte es des Krieges Drangsal und der Feinde bösem Rath und Willen erliegen, immer und immer wieder bewährte sich das Wort: „Man kann Sachsen Alles nehmen, nur nicht den Segen Gottes“ — so wird man auch dieses hoffärtige, unsinnige Wort zurückweisen und sich vielmehr in aller Demuth sagen, daß der Segen Gottes nicht zu allen Zeiten auf Sachsen geruht, daß er vielfach von ihm gewichen ist, namentlich seitdem es von August dem Starken bis herab auf den „unvergeßlichen Beust“ eine europäische Rolle zu spielen versucht hat, daß hingegen der Segen Gottes ihm nach menschlicher Voraussicht nicht fehlen wird, wenn es sich bescheidet, wie früher, als dienendes, als lebenskräftiges und wegen seiner vielseitigen, bewundernswerthen Entwicklung hochgeachtetes Glied des deutschen Reiches sich dem großen Ganzen mit Hingebung einzufügen.

Wahrlich, es würde sich nicht der Mühe verlohnen, über diese Petermann'sche „Geschichte des Königreichs Sachsen“ so viel Worte zu verschwenden und ihr gar die Ehre der Besprechung in einer vielgelesenen Zeitschrift angedeihen zu lassen, wenn dieses Buch nicht so recht den Geist offenbarte, in welchem bis zum Jahre des Heils 1870 die Geschichte in sächsischen Volksschulen und selbst in vielen höhern Schulen betrieben wurde. In den sächsischen Lehrer-Seminaren und Volksschulen wurde in früheren Zeiten nur sächsische Geschichte gelehrt, und es ist daher erklärlich, wenn seminaristisch gebildete Leute, wie Herr Petermann, von der deutschen, namentlich der preussischen Geschichte nicht viel wissen und in Folge dessen die Geschichte Sachsens mit unglaublicher Beschränktheit und Engherzigkeit behandeln.

Es ist ganz unsäglich, welcher systematischer Preußenhaß bis vor wenig Jahren auf diesem Wege in den sächsischen Seminaren und Volksschulen gepflegt und groß gezogen wurde. Daß die Preußen eine nichtswürdige Nation, daß sie Räuber und Diebe seien, welche Sachsen stets mißhandelt und um die Hälfte bestohlen, das wurde jedem sächsischen Schulkind und in verstärktem Grade jedem sächsischen Seminaristen als ein Glaubensartikel von früh auf eingeprägt. Von dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von Friedrich dem Großen (außer seinen angeblichen Schandthaten gegen Sachsen), von der Erhebung Preußens 1813, der allein Deutschland seine Befreiung von der Fremdherrschaft zu verdanken hatte, erzählte man ihnen

Nichts. Dafür wurde dann in den beliebten Geschichten von dem sächsischen Prinzenraub, von Vater August und Mutter Anna, von den Kraftproben August's des Starken, von Brühl's 835 Schnupftabaksdosen, seinen 47 Pelzen, 43 Schlafröcken u. s. w. u. s. w. förmlich geschwelgt. Je fester nun Vorurtheile und Abneigungen haften, die schon in die zarte Kindesseele hineingepflanzt werden, um so allgemeiner und unverilgbarer war früher jener Preußenhaß, zumal in denjenigen Schichten der sächsischen Bevölkerung, die nur auf die Volksschule angewiesen sind, und nur den gebildeten Kreisen gelang es, wenn auch selten ganz vollständig, durch umfassendere Geschichtsstudien sich allmählich von jenen Vorurtheilen und Antipathien ihrer Kindheit wieder frei zu machen.

Diese systematisch gepflegte preußenfeindliche Gesinnung fand besonders wieder reichliche Nahrung in der Periode des großen Beußt (1849—66), dieses deutschen Ephialtes, der seinem Preußenhaß und seinen Rachegeleüften 1870 damit volle Genüge zu schaffen gedachte, daß er nur unsere erste Niederlage abwarten wollte, um dann das östreichische Heer unsern gegen die Franzosen aufgebotenen Truppen meuchlerisch in den Rücken fallen zu lassen. Seitdem dieser Minister, welcher durch seine unselige Politik das Andenken eines zweiten Brühl wieder aufleben ließ, von dem sächsischen Schauplatz 1866 unter den Verwünschungen des Landes abgetreten war, nachdem Sachsen wieder einmal die Augen darüber aufgegangen waren, zu welchem Abgrund diese preußenfeindliche Politik geführt hatte, machte sich mit dem Eintritt Sachsens in den norddeutschen Bund und die gemeinsame gesetzgeberische Arbeit des Reichstags eine entschiedene Klärung und Besserung der politischen Ansichten und Gesinnungen geltend. Als dann gar der gottgesandte Krieg von 1870 kam und in seiner gewaltigen Höhe all den alten Hader, all' die kleinliche Eifersucht der deutschen Stämme verzehrte, als er uns endlich das brachte, wonach unsere Väter vergebens getrachtet, ein einiges deutsches Reich und einen deutschen Kaiser, da schwand auch in Sachsen jener alte Preußenhaß fast völlig dahin, und namentlich die Jugend wandte sich mit Begeisterung den Thaten des neugeeinigten großen Vaterlandes zu.

Das scheint nun jene Clique Dresdner Schulmeister, welche sich als Stammhalter des ächten loyalen Sachsenthums ansieht, übel vermerkt zu haben, und damit der Preußenhaß, ohne welchen nach ihrer Meinung das specifische Sachsenthum nicht bestehen kann, ja nicht völlig untergehe, griff sie wieder in die alte Rüstkammer und spitzte und vergiftete die Pfeile auf's Neue, die sie früher abzuschließen pflegte, um dem gutmüthigen Sachsenvolk die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift zu verwandeln.

So mußte man es denn erleben, daß in einem unlängst in 16,000 Exemplaren erschienenen „Blüthenstrauß für die Jugend“, herausge-

geben für die zum Besten des sächsischen Albertvereins, eines internationalen Frauenvereins, veranstaltete Verloosung, ein Aufsatz von einem Dresdner Lehrer, Namens Wiedemann, erschien, betitelt „Ein düstres Blatt aus der Geschichte Dresdens“. — Solche Blätter gibt es leider viele, von den Verfolgungen der sog. Kryptocalvinisten durch Vater August und der Hinrichtung des Kanzlers Krell an bis zu dem Maaufstand von 1849. Aber wer sollte denken, daß gerade jetzt die alten Geschichten von der „Uebelthat“ Friedrich's des Großen wieder aufgewärmt werden würden, daß jener Aufsatz eine förmliche Blütenlese dessen enthält, was der 7jährige Krieg für Sachsen und besonders Dresden Drückendes und Schmerzliches brachte — natürlich, um in den Herzen der sächsischen Jugend, für welche dieser „Blütenstrauß“ bestimmt ist, den ziemlich eingeschlummerten Preußenhaß aufs neue zu entflammen. Ein weiterer Zweck ist nicht abzusehen.

Um von der geistreichen Composition des Ganzen wenigstens eine Idee zu geben, lassen wir hier den Anfang der in Form eines Gespräches gekleideten Erzählung folgen:

„Nicht wahr, Onkel, unser Dresden ist eine der schönsten Städte in ganz Deutschland?“ So fragte der dreizehnjährige Benno den alten, penstornirten Assessor Grundmeier.

„Ich glaube gar, sie ist die schönste Stadt in der ganzen Welt“, fügte Richard, ein elfjähriger, munterer Knabe, schnell hinzu.

„Die ganze Welt habe ich allerdings noch nicht durchreist“, erwiderte Grundmeier, „wohl aber habe ich die wichtigsten Städte Deutschlands alle mit eigenen Augen geschaut. Und da muß ich denn doch gestehen, daß ich, wenn mich nach Art jener Märchenkönigin Jemand fragt: Wer ist die Schönste im ganzen Reich? — antworten würde: Dresden ist die Schönste im ganzen Reich.“

„Das denke ich auch, Onkel“, fiel hier der kleine, siebenjährige Heinrich schnell ein. „So viel Bräzel- und Knackwürstelungen gibt's gewiß in keiner anderen Stadt, als in Dresden und so viel Conditor (!) und Kuchenbäcker auch nicht, als bei uns.“

An diese classische Einleitung schließt Grundmeier eine Verherrlichung Dresdens an, ganz im Geiße des ächten Dresdner Spießbürgers, dem nun inmal Nichts in der Welt über sein geliebtes Dresden geht. Hat doch vor mehreren Jahren ein Dresdner Realschullehrer in einem Schulprogramm nachgewiesen, daß Sachsen das Herz Europas, und Dresden der Mittelpunkt der civilisirten Welt sei. Man sieht, wir haben den Franzosen und spectell den Parisern hinsichtlich des Dünkels und Größenwahns Nichts vorzuwerfen.

Doch zurück zu unserem „Grundmeier“, oder, wie es richtiger heißen sollte, „Heulmeier“, denn alsbald nach diesen Ergüssen angeborener Beschei-

denheit beginnt das Gewinsel über die traurigen Schicksale, welche das schöne Dresden und ganz Sachsen unter der „bleiernen (!) Preußenhand“ während des siebenjährigen Krieges erfahren.

„Sachsen“, heißt es S. 195, „mußte fortwährend Geld, Lebensmittel und Soldaten schaffen. Kann man einem Lande mehr nehmen, als wenn man ihm sein Geld, seine Früchte und seine Kinder nimmt?“

„Onkel“, sprang hier Heinrich auf und ballte die Fäuste, „ich bin ganz wuthig (!) auf die Preußen! Gestern freute ich mich noch so, als ich preussische Husaren in den prächtigen rothen Uniformen und mit den schmucken Kopfbedeckungen über die Brücke gehen sah, wenn sie aber heute wieder kämen, ich drehte mich gleich um.“

„Guter Heinrich, die heutigen Preußen sind unschuldig an jenem Unheil. Mit ihnen haben wir ja gute Brüderschaft gemacht, so Gott will, auf ewige Zeiten.“

Unmittelbar nach dieser lahmen Beschwichtigung werden übersichtlich und ziffermäßig die „furchtbaren Erpressungen“ aufgezählt, die Friedrich an Sachsen verübt.

„Onkel“, versetzte Benno und holte tief Athem, „mir steht beinahe der Verstand still über diese ungeheuren Summen! O der unbarmherzige Friedrich! Und doch nennt man ihn den Großen?“

Dann kommen die „Berliner Juden“, Ephraim und Jzig, an die Reihe, die das sächsische Geld einschmolzen und dafür geringeres in Umlauf setzten. „Onkel“, versetzte Heinrich hier, „das ist wohl derselbe Jude, von dem man zuweilen das Lied singen hört: Schmeißt ihn h'naus (!) den Juden Jzig?“

In diesem widerlichen Ton geht es weiter, Nichts wird vergessen, alle „Verbrechen“ Friedrich's des Großen werden haarklein vorgeführt. „Sein falscher Stolz und sein hartnäckiger Troß“ ist Schuld daran, daß in dem Winterlager bei Wilsdruff so viele seiner Soldaten von Krankheiten hingerafft werden. „O, das ist aber doch schrecklich, Onkel.“ sagte Benno, „wenn aus bloßer Laune eines einzigen Menschen so viel Menschenleben zu Grunde gehen!“ — „Ja, es ist furchtbar, schrecklich, Benno, man möchte mit Händen und Füßen darein springen. Wer es aber thun wollte, spränge in ein eisernes Getriebe, das ihn zermalmt. Leider hat die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart (!) unzählig viel Beispiele von solchen himmelschreienden, blutigen Folgen bloßer Einzellaunen aufzuweisen.“

Nun kommt der Haupttrumpf, das Bombardement der von den Oesterreichern besetzten und hartnäckig vertheidigten Festung Dresden durch die Preußen im Jahre 1760. „Zwar sind es nun bereits über ein Hundert und zehn Jahre her und längst schon sind die Wunden, die in jenen blutigen

Tagen unsrer Residenz an Gut und Leben geschlagen wurden, geheilt. Aber vergessen? Nein, das dürfen, das können sie nicht sein!"

"Alle Stürme werden von den Oesterreichern abgeschlagen und immer wieder mußten die Preußen Rechtsumkehr machen."

"Aber was mich wundert", sagte Richard, "daß die Soldaten, wenn sie nun wiederholt zurückgeschlagen und jedesmal eine Menge dabei todtgeschossen werden, immer wieder Lust haben, auf's Neue drauf zu gehen."

"Ja, guter Junge, auf die Lust kommt es hierbei nicht an. Bei den Soldaten heißt es: Du mußt! Ein einziges Commandowort des Befehlshabers schießt oft Hunderte, ja Tausende in den sicheren Tod, und doch gilt hier keine Widerrede. Der Soldat muß gehorchen und wenn er seinen Tod vor Augen sieht."

"Onkel, nein, jetzt will ich kein Soldat mehr werden", fiel hier Heinrich schnell ein.

So weiß unser Heulmeier die Jugend zu begeistern für die allgemeine Wehrpflicht, die sie dereinst auch zu erfüllen hat, um vielleicht den Rachekrieg der Franzosen von ihrem deutschen Vaterland abzuwehren.

In der That, man sollte es nicht für möglich halten, daß nach den gewaltigen Ereignissen der letzten Jahre eine so erbärmliche, philisterhafte, so völlig undeutsche Gesinnung sich in dieser Weise selbst an den Pranger der Oeffentlichkeit stellen könnte.

Durch die ganze deutschgesinnte Presse Sachsens ging ein Schrei der Entrüstung über diesen „faulen“ Blüthenstrauß für die Jugend, zumal derselbe sich mit der Firma des nach dem sächsischen Kronprinzen benannten Albertvereines gedeckt hatte. „Ein größerer Widerspruch“ — hieß es in einem Artikel, der bald die Kunde durch ganz Sachsen machte — „zwischen dem Namen und dem Zwecke des Vereines auf der einen, und dem Inhalt dieses Buches auf der anderen Seite läßt sich kaum vorstellen. Der Albertverein trägt seinen Namen von dem hohen Herrn, dessen Degen zur Niederwerfung der Franzosen und zur Wiederaufrichtung des deutschen Reichs so viel beigetragen hat, der unter den Paladinen unseres Kaisers so hervorrage; der Verein hat den Zweck, deutsche Krieger, die im Kampf für Deutschland verwundet worden, zu unterstützen und verpflegen. Was erwartet man also von einem Blüthenstrauß, den der Albertverein der Jugend windet? Doch wohl die Pflege des deutschen Geistes in den Herzen der Sachsenjugend! Was aber bietet die Schrift? . . . Die weinerlichste particularistische Vaterlandsliebe und . . . den alten unverständigen Preußenhaß. . . Nein, wir protestiren gegen eine solche Buchmacherei, wir protestiren dagegen, daß der Name unseres Kronprinzen, wie der gute Wille und das Geld derer, die sich

an der Lotterie theilhaftig, dazu mißbraucht werde, um mit diesen Gesinnungen die deutsche Jugend Sachsens zu vergiften.“

Ein Leipziger Kaufmann, der ein Exemplar des „Blüthenstrauß“ gewonnen hatte, schickte dasselbe an das Directorium des Albertvereines in Dresden mit folgendem Begleitschreiben zurück:

„Ich sende Ihnen den sogenannten „Blüthenstrauß für die Jugend“ retour, welchen ich fataler Weise in Ihrer Lotterie gewann. Vielleicht haben Sie für dieses Nachwerk, speciell für das darin enthaltene „Ein düsteres Blatt“, bei dortigen Dunkelmännern geeignete Verwendung.“

Das Directorium des Albertvereines erklärte in seiner Antwort, daß es mit der betreffenden Lotterie und also auch mit dem „Blüthenstrauß“ gar nichts zu thun habe. Die Lotterie sei lediglich das Privatunternehmen des Dresdner Schuldirectors Heger gewesen, welcher damit die Erbauung eines Hospitals für den Albertverein habe unterstützen wollen.

Wir wollen zur Ehre des Directoriums annehmen, daß es in der That von dem Inhalt des „Blüthenstraußes“ keine Kenntniß hatte. Immerhin bleibt es sehr bedauerlich, daß der Albertverein mit den Tactlosigkeiten dieses Buches auch nur in die entfernteste Berührung gebracht werden durfte. Wir hoffen zuversichtlich, daß sich das Directorium in Zukunft seine Leute und deren Producte etwas genauer ansehen wird, ehe es denselben erlaubt, sich der ehrenwerthen Firma des Albertvereines zu bedienen.

Das Gute hat der „Blüthenstrauß“ unter allen Umständen gehabt, daß er die Entrüstung und Verachtung, welche das Treiben einer gewissen Sorte Dresdner Volksschullehrer schon längst in allen deutsch-gesinnten Kreisen des Landes hervorgerufen hatte, endlich einmal zu energischem öffentlichem Ausdrucke brachte. Der Stein war in's Rollen gekommen. Und alsbald regte es sich von allen Seiten, um diesem edlen Consortium, das für seine gemeinsam herausgegebenen Schulbücher eine Art von Monopol in den sächsischen Volksschulen erlangt hat, das außerdem in der „Sächsischen Schulzeitung“ ein Organ seiner Bestrebungen und Gesinnungen besitzt, einmal gründlich das Handwerk zu legen.

So kam es denn bald zur Sprache, daß in den von den Schuldirectoren Berthelt, Jäkel, Petermann und Thomas*) herausgegebenen, weitverbreiteten „Lebensbildern III“, Lesebuch für Oberclassen deutscher Volksschulen

*) Herr Schuldirector Thomas, einer der freisinnigsten und nationalsten Lehrer Leipzigs und Sachsens wird mit größtem Unrecht für diese Sünden verantwortlich gemacht. Thomas hat schon in der ersten Ausgabe dieses Buches, die nach 1866 veranstaltet wurde, die Berichtigungen, welche die neue Zeit für Deutschland gebot, völlig correct nachgetragen. Das Werk ist aber nach Stereotyp-Platten gedruckt. Angesichts des öfter drohenden Striches sowie in Erwägung, daß Veränderungen im Texte für eine Schule stets ihr Mißliches haben, wurden nemlich Lebensbilder II u. III im Jahre 1870 stereotypirt, und zwar letztere im Som-

(Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt) noch in der 28. verbesserten Auflage von 1873 zu lesen ist: Deutschland habe 12,000 □ M., 46 Millionen Einwohner und liege zwischen Rußland, Galizien, Ungarn, dem adriatischen Meer, Italien, Schweiz u. s. w. Es zerfalle in 28 Staaten, nämlich:

I. Die deutschen Staaten des Kaiserthums Oesterreich. (Böhmen, Mähren, Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Illyrien, Tyrol.)

II. Die süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Baden, Liechtenstein (!), Hessen-Darmstadt.

III. Die norddeutschen Staaten, welche den unter Preußens Führung stehenden norddeutschen Bund bilden.

Also die Großmacht dieser Dresdner Schulmeister erkennt nicht nur die Ergebnisse des Krieges von 1870/71 nicht an, sondern noch nicht einmal diejenigen des Jahres 1866. Das deutsche Reich, das den Unterschied zwischen Süd- und Nordstaaten glücklich beseitigt hat, existirt für sie nicht. Nach ihrem Willen gehört Deutsch-Oesterreich und Liechtenstein noch mit zu Deutschland. Sie kennen nur die deutsche Geographie des seligen Bundestages.

Wir hegen zu dem sächsischen Cultusministerium das volle Vertrauen,

mer 1870. Nach Fertigstellung der Platten erfolgte im Spätherbste der Abdruck der 26. Auflage, die jedoch mit der Jahreszahl 1871 — weil zu Ostern meist erst verlangt — versehen wurde. Dem eigentlichen Lesebuche, das 25 Bogen stark ist, wurde bereits von 1848 an ein mehrfacher Anhang beigegeben, von welchem der zweite auf 18 Seiten einen Realienabrisß in kurzen Sätzen und Stichwörtern, der dritte einen dergl. für die Geschichte und Geographie Sachsens enthält. Die sächsischen Schulen erhielten diesen gratis. Der gesammte realistische Anhang wird jedoch nur von wenigen Schulen gebraucht, da die drei Dresdener Directoren noch zwei ausführlichere Realienhandbücher (das Größere und das Kleinere Handbuch für Schüler) geschrieben haben, von denen das erstere elf, das andere fünf Auflagen erlebt hat. Beiden wurde in Paris der Preis zuerkannt. Die Ereignisse von 1870 und 1871 machten in mehreren der neuen Stereotypplatten Aenderungen nöthig, die in Bezug auf Lebensbilder III Thomas u. Petermann vornahmen und bei denen der Errichtung des deutschen Reiches gedacht wurde (Lebensbilder III S. 275 u. 317; Anhang S. 8). Beim Druck der Auflage von 1872 und 1873 benutzte man aber bei Bogen 26 aus Versehen die nicht revidirten Platten anstatt der 1870 geänderten — ein Versehen das nur der Druckerei zur Last fällt, das aber nicht bemerkt wurde, weil man nicht ahnen konnte, daß man den Abdruck von Stereotypplatten durchsehen mußte. Daß auch die andern beiden Herren nicht etwa absichtlich die Neugestaltung Deutschlands haben unerwähnt lassen wollen, beweisen sie schon dadurch, daß sie in dem nur von ihnen und Petermann herausgegebenen „Größeren“ und „Kleinere Handbuche“ die Geschichte und Geographie nach der neuesten Gestaltug bereits vor einem Jahre nachgetragen haben. — Selbst in Lebensbilder II ist von Thomas des deutschen Reiches und seiner neuen Gestaltug S. 142 gedacht worden und wie Thomas über Preußen denkt, kann man aus S. 273—75 in „Lebensbilder III“ ersehen. Der bezügliche Artikel ist in seiner ursprünglichen Fassung in der schlimmsten Reactionszeit, 1849 oder 1850, geschrieben.

Wir hielten diese Richtigstellung um so mehr für Pflicht, als es in Sachsen wenig Männer von der treuen Erprobtheit des Director Thomas in allen liberalen und nationalen Fragen geben dürfte.

Die Red. der Grenzboten.

Hans Blum.

daß es gegen diesen unglaublichen Unfug, sobald er zu seiner Kenntniß gekommen, energisch eingeschritten ist. Denn es kann unmöglich dulden, daß den sächsischen Schulkindern durch die eingeführten Schulbücher solche falsche Vorstellungen beigebracht werden.

Beiläufig wollen wir nur erwähnen, wie die specielle Lücke, welche diese Edlen gegen Friedrich den Großen haben, auch in diesem Buch zum Durchbruch kommt. Es heißt nämlich in der geschichtlichen Uebersicht über den 7jährigen Krieg: „Friedrich nahm 1756 bei Pirna 17,000 Sachsen gefangen, siegte 1757 bei Prag, wurde von Daun bei Kollin geschlagen, siegte bei Kossbach über die Franzosen, schlug 1758 bei Zorndorf die Russen, wurde bei Hochkirch von Daun überfallen, 1759 bei Cunerödorf empfindlich geschlagen, verlor bei Magen unter Fink 11,000 Mann und bombardirte 1760 Dresden vergeblich. 1763 den 15. Februar Friedensschluß zu Hubertusburg.“ — Hiernach kommt es heraus, als ob Friedrich nicht mehr Siege-erfochten, als Niederlagen erlitten und namentlich in den letzten Jahren immer geschlagen worden sei. Seine Siege bei Leuthen (einer der ruhmvollsten), bei Liegnitz, bei Torgau werden einfach verschwiegen.

Solche Schulbücher machen dem sächsischen Schulwesen, das sich in so vielen Beziehungen eines wohlbegründeten Rufes erfreut, wahrlich keine Ehre. Jeder, der es mit demselben gut meint, sollte also dahin wirken, daß diese Bücher, und mit ihnen der schlechte Geist, der sie beseelt, aus den sächsischen Schulen für immer verbannt werden. Es giebt ja jetzt der brauchbaren Schulbücher so viele, und wenn es gälte, neue zu verfassen in ächt deutschem Geist, der als solcher in wahren Sinne auch ein gut sächsischer ist, so giebt es unter den Schulmännern Sachsens so viele tüchtige Kräfte, die es wohl mit den Dresdnern aufnehmen könnten. Leipzig und Chemnitz haben sich von jeher dem Dresdner Einfluß widersetzt und sich auf eigene Füße gestellt. Aber auch in dem ganzen übrigen Land muß sich eine geschlossene Opposition gegen die Dresdner Schulbücher-Fabrik bilden und lauten Protest erheben gegen die verwerfliche Gesinnung, die dort gepflegt wird.

Was haben denn aber, könnten wir fragen, jene Ehrenmänner von ihrem Treiben? Nun vielleicht tragen sie sich mit der thörichten Hoffnung, daß solche hyper-sächsische und antipreußische Gesinnung noch immer wie zu den Zeiten des großen Beust oben gern gesehen werde. Daß sie außerdem ganz direkt um die Gunst des Cultusministeriums sich eifrig bemühen, das haben sie in der letzten Zeit durch offenkundige Thatsachen bewiesen.

Bekanntlich war über das dem letzten sächsischen Landtag vorgelegte neue Volksschulgesetz ein heftiger Kampf entbrannt. Der Regierungsentwurf, der von der I. Kammer angenommen wurde, hielt mit aller Schroffheit an dem Princip der confessionellen Volksschule fest. Die liberale Partei der II. Kam-

mer, welche die confessionslose Gemeindeschule erstrebte, verwarf auch in zweiter Abstimmung die betreffenden Bestimmungen des Regierungsentwurfs und ersetzte sie durch andere in ihrem Sinn, allerdings mit einer nicht bedeutenden Majorität. Nun besteht in der sächsischen Verfassung ein Paragraph (§ 92), der wohl in keiner andern Verfassung der Welt zu finden ist. Derselbe lautet: „Bleiben auch dann noch (nämlich nach angestelltem Vereinigungsverfahren) die Curiatstimmen beider Kammern getheilt, so ist zu der Verwerfung des Gesetzworschlags erforderlich, daß in einer der beiden Kammern wenigstens zwei Dritttheile der Anwesenden für die Verwerfung gestimmt haben.“ — Diese zwei Dritttheile waren aber bei der Verwerfung durch die II. Kammer nicht erreicht worden, die Regierung war also nach jenem § 92 formell berechtigt, ihren Entwurf als angenommen zu betrachten und als Gesetz zu publiciren. Von diesem Recht des § 92 hatte aber die Regierung wohl noch nie gegen die II. Kammer Gebrauch gemacht. Es entspann sich daher noch auf dem Landtag und nach dessen Schluß in der ganzen Presse des Landes eine lebhafteste Diskussion über die Frage, ob die Regierung die veraltete Bestimmung des § 92, die von dem ersten Minister, Herrn von Friesen, selbst als nicht mehr zeitgemäß anerkannt worden war, zur Anwendung bringen oder lieber nach dem constitutionellen Brauch anderer Staaten die II. Kammer auflösen solle.

Die Waagschale hat lange geschwankt. Anfangs wurde in den officiellen Blättern der Nachweis versucht, daß die Regierung nach dem Wortlaut der Verfassung gar nicht umhin könne, das Volksschulgesetz zu publiciren. Nachdem aber diese Behauptung Angesichts des völlig unbeschränkten königlichen Vetos als eine Absurdität zurückgewiesen war, hieß es eine Zeit lang ebenso bestimmt, die Regierung werde das Schulgesetz nicht publiciren, sondern dem nächsten Landtag noch einmal vorlegen.

Gerade in dieser Zeit der Ungewißheit hatte nun der loyale Ehatendrang jene Führer der Dresdner Volksschullehrer zu einem Schritte begeistert, der gerechte Mißbilligung erfahren hat. Dieselben verschickten nämlich zur Unterschrift an alle die Seminar- und Volksschullehrer Sachsens eine gedruckte Vertrauensadresse für das Kultusministerium, in welcher dasselbe zur Publikation des Volksschulgesetzes geradezu aufgefordert wurde. Die liberale Partei der II. Kammer, welcher der Lehrerstand so manche Verbesserung seiner materiellen Lage und alle wesentlichen Fortschritte im Seminar- und Volksschulwesen zu verdanken hat, wurde also einfach verleugnet. Abgesehen von diesem schnöden Undank und der Taktlosigkeit, die den ganzen Schritt kennzeichnet, mußte es als eine unvergleichliche Anmaßung erscheinen, daß sich der Stand der Volksschullehrer in einen ernststen zwischen Regierung und I. Kammer einerseits und der II. Kammer andererseits entbrannten Streit über die Anwendung einer

schwer wiegenden Verfassungsbestimmung mischte, — einen Streit, welcher die Grundlagen unseres ganzen constitutionellen Staatslebens berührt. Sicherlich hat auch die sächsische Regierung, die noch in den Beust'schen Zeiten jede Bethheiligung der Lehrer an politischen Agitationen mit scharfen Repressivmaßregeln bedrohte, sich durch jene Adresse nicht bestimmen lassen, als sie sich endlich doch entschloß, trotz der Abstimmung der II. Kammer das Volksschulgesetz dem König zur Genehmigung zu empfehlen und, nachdem dieselbe erfolgt war, im Gesetzblatt zu publiciren.

Was aber in dem sächsischen Lehrerstand große Entrüstung hervorrief, das war die moralische Nöthigung, welche die Dresdner durch ihre umhergeschickten Adressen ausgeübt hatten. Denn da z. B. die Seminare ganz von dem Cultusministerium abhängen, so war es ganz natürlich, daß kein Seminarlehrer, um nicht mißlieblich zu werden, sich von der Unterschrift dieser Vertrauensadresse glaubte ausschließen zu dürfen. Und so mag auch an Volksschulen, sobald einmal der Direktor unterschrieben hatte, manche Unterschrift mit innerem Widerstreben gegeben worden sein. Die Zahl der auf solche Weise zusammengebrachten Stimmen konnte also nicht in die Waagschale fallen.

Von verschiedenen Seiten, namentlich von Leipzig und Chemnitz, wurde auch alsbald aus Kreisen der Lehrerschaft selbst gegen dieses tactlose Vorgehen der Dresdner entschiedener Protest erhoben. Diese ließen sich jedoch von dem eingeschlagenen Weg nicht wieder abbringen. In ihrer „Sächsischen Schulzeitung“ warfen sie gerade der liberalen Partei den Fehdehandschuh hin und forderten alle „treuen Sachsenherzen“ des Lehrerstandes auf, bei den Reichs- und Landtagswahlen in „herzlicher Sachsentreue“ für conservative Männer „zu agitiren“. Und was führten sie zur Begründung an? — der Lehrerstand habe von dieser Seite mehr zu erwarten! Führwahr, eine naive Behauptung, an die außer den loyalen Dresdnern nur wenige Lehrer des Landes glauben werden.

Doch was ist, fragen wir noch einmal, bei all diesen eifrigen Bewerbungen um die Gunst des hohen Cultusministeriums die eigentliche Absicht? Nun, diese ist leicht zu errathen, wenn man weiß, daß nach dem neuen Volksschulgesetz an Stelle der Superintendenten, welche bisher die obere Schulaufsicht führten, etwa 24 Bezirkschulinspektoren mit einem Gehalt von 1500 — 1800 Thaler und mit den Rechten der Staatsdiener treten werden, welche aus dem Kreise „bewährter Fachmänner“ genommen werden sollen. Dieser ziemlich unbestimmte Ausdruck des Gesetzes hat offenbar in den Dresdner Schuldirectoren, die sich doch sicherlich in erster Linie zu den „bewährten Fachmännern“ rechnen, die Hoffnung erweckt, daß ihnen einige dieser Schulinspectorstellen zufallen werden.

Allerdings haben die Herren nur eine rein seminariſtiſche Bildung geoffen und dieſe war in früheren Zeiten noch ein gut Theil mangelhafter als jezt. Es könnte alſo doch fraglich erſcheinen, ob das Cultusminiſterium in ſolchen „Fachmännern“ einen entſprechenden Erſatz für die biſherige Aufficht der Superintendenten erkennen, ob es namentlich auch einen ſolchen „Fachmann“ heranziehen wird, der, wie wir oben gezeigt haben, nicht einmal in dem richtigen Gebrauch der deutſchen Muttersprache tactfeſt iſt. Auch ſcheinen die für die Schulinspectoren angenommenen Gehaltsſätze von 1500 — 1800 Thalern, welche den Gehalten der Gymnaſial- und Realschuldirectoren nahe kommen oder gleich ſtehen und die der Seminardirectoren übertreffen, darauf hinzuweisen, daß ſich das Cultusminiſterium unter den „bewährten Fachmännern“ doch nur Leute denkt, die ihre vollen akademiſchen Studien gemacht haben, die wie die preußiſchen Regierungſchulräthe auch durch ihre wiſſenſchaftliche Bildung einen hebenden und belebenden Einfluß auf die ihrer Aufficht anvertrauten Lehrer üben können. Der Mangel einer gediegenen wiſſenſchaftlichen Bildung läßt ſich leider auch durch ein noch ſo großes Maß loyaler Gefinnung nicht erſetzen, und ſo wird ſich ſchließlich wohl doch herausſtellen, daß alle jene ſtürmiſchen Bewerbungen um die Gunſt des hohen Cultusminiſteriums nichts anderes waren als — verlorene Liebesmühe.

Auf Mitleid werden dann die Dresdner Schulmonarchen allerdings nicht rechnen können, dafür haben ſie der öffentlichen Meinung des Landes allzu frech in das Geſicht geſchlagen. Man würde in der That ſehr Unrecht thun, wenn man die politiſche Gefinnung der ſächſiſchen Bevölkerung, nach den Herzenſergießungen und Agitationen dieſer Handvoll Leute beurtheilen wollte. Gefinnungsgeſoſſen in ihrem wahnwitzigen Haß gegen Preußen und die liberale Partei finden dieſelben höchſtens noch in etlichen verbiffenen Junkern, in den Jeſuitenfreunden und in den Socialdemokraten — einer Geſoſſenſchaft, um die ſie Niemand beneiden wird.

Noch einmal die deutſche Rechtsſchreibung.*)

In No. 9501 der Weſerzeitung (Unterabtheilung) findet ſich eine Kritik des Werkes von Dr. Conr. Duden, „die deutſche Rechtsſchreibung“, gegen deren allgemeine Tendenz der Einſender dieſes nichts einzuwenden hat, zu welcher er ſich jedoch einige Bemerkungen zu machen erlaubt. Indem dort

*) Nachſtehenden Artikel erhielten wir noch vor Abdruck des Artikels von G. Buſſmann in Heft 29 von einem bekannten deutſchen Abgeordneten zugeſendet. D. Reb.